

Claus-Jürgen
Roepke

Die Zerrissenheit der Völker und die Berufung zur Einheit des Volkes Gottes

Bibelarbeit über Genesis 11
und Apostelgeschichte 2

1. Die Heilige Schrift als Ikone der Wahrheit

Wenn Christen zusammenkommen, um Grundfragen ihres Glaubens und Lebens zu erörtern, schlagen sie die Bibel auf. Denn die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in der kanonischen Gestalt, wie wir sie im Osten und im Westen – im wesentlichen übereinstimmend – aus der Alten Kirche übernommen haben, stellt die Grundlage dar für jede Verständigung unter Christen. Dabei ist uns gegenwärtig, daß für orthodoxes Denken die

* Die theologische Tagung des Martin-Luther-Bundes im Herbst 1999 in Gallneukirchen beschäftigte sich mit der Thematik von Kirche, Kultur und Nation. Dies war auch das Thema der Konsultation zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Russischen Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats im Mai 1998 im weißrussischen Minsk. Der Präsident des Martin-Luther-Bundes, Oberkirchenrat Claus-Jürgen Roepke, der zur EKD-Delegation gehörte, referierte dabei über die zwei zentralen Bibelabschnitte zum Thema, über die Erzählung vom Turmbau zu Babel (Genesis 11) und die Pfingstgeschichte (Apg 2). In diesem Referat wird der Versuch unternommen, eine Brücke zu schlagen zwischen den unterschiedlichen Verstehens- und Interpretationsweisen biblischer Texte in den westlichen Kirchen und in der Orthodoxie. Einerseits sollte deutlich werden, wie Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung – insbesondere der Formgeschichte – für das Verständnis eines biblischen Textes durchaus hilfreich sein können (was orthodoxem Denken fremd ist). Andererseits sollte der Grundsatz orthodoxer Hermeneutik – nämlich das Heranziehen der „Vätertradition“ – für das evangelische Verständnis der Texte fruchtbar gemacht werden; was zur Beschäftigung mit der Auslegungsgeschichte dieser beiden Texte in der Reformationszeit und in der Alten Kirche führte. Dabei erwies sich insbesondere die Genesisvorlesung Martin Luthers als außerordentlich hilfreich – sowohl für die ökumenische Verständigung über biblische Texte als auch für das heikle Thema Kirche und Nation.

Heilige Schrift und die Überlieferung Quelle der Erkenntnis und der Wahrheit sind. Doch auch evangelisches Denken kann beim Versuch, die Wahrheit der Bibel zu verstehen, nicht davon absehen, daß die Heilige Schrift selber Bestandteil der Tradition ist. Auch wir bringen, wenn wir uns um ihr Verständnis bemühen, die Überlieferungen mit, in denen wir stehen. Georgij Florovskij hat einmal gesagt, die Heilige Schrift sei „ein gottinspiriertes Bild (eikon) der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst“. So möchte ich Sie heute vor zwei solcher „Ikonen der Wahrheit“ führen, damit wir in ihrer Betrachtung in der Hoffnung auf den Beistand des Heiligen Geistes „Wahrheit“ erkennen im Blick auf unser Thema.

Uns beschäftigt auf dieser Konsultation das spannungsvolle Miteinander des einen Volkes Gottes und der Vielfalt der Völker. Die Kirche und die Nationen sind unser Thema. Dies ist ein außerordentlich wichtiges Thema auf dem Hintergrund des neu aufflammenden Nationalismus und Chauvinismus in unseren Ländern. Ein Thema auch, das uns beschäftigen muß im Blick auf den Entstehungsprozeß des neuen, geeinten Europa und angesichts gravierender Verschiebungen im globalen Gefüge.

Zu dieser Thematik soll ich Ihnen zwei biblische Texte vorstellen – zwei Grundurkunden der Heiligen Schrift, zwei wirklich farbige „Ikonen der Wahrheit“, zwei plastische Geschichten, mit denen bei uns noch jeder vertraut ist, der einmal den Religionsunterricht oder den Kindergottesdienst (die Sonntagsschule) besucht hat. Es handelt sich um die alttestamentliche Erzählung vom Turmbau in Babel (Genesis 11) und die neutestamentliche Erzählung von der Ausgießung des Heiligen Geistes (Apostelgeschichte 2). Die kirchliche Tradition in Ost und West hat diese beiden Texte als Lesungen den Gottesdiensten des Heiligen Pfingstfestes zugeordnet. Dies geschah wohl unter der Antithese von „Zerstreuung und Einigung“ bzw. von „Sprachverwirrung und Sprachverständigung“. Wobei es sich hierbei allerdings – wie wir sehen werden – nur um einzelne Aspekte handelt, die den Reichtum und die Tiefe beider Texte keineswegs ausschöpfen. Wir werden von Gottes Gericht als Antwort auf die Hybris der Völker und Nationen sprechen müssen. Wir werden Gottes Gnade preisen, die wir in der Sammlung seines alle Nationen umfassenden Volkes erkennen. Und wir werden zu fragen haben, was sich aus der Begegnung mit diesen beiden großen Texten der Bibel für die Kirche heute und ihre Aufgabe inmitten der Vielfalt der Nationen ergibt.

2. Gottes Gericht über die Hybris des Menschen

Die Erzählung vom Turmbau zu Babel ist eine relativ eigenständige Einheit. Zwar spielt in der Offenbarung des Johannes die Vorstellung von Babylon als „der Mutter aller Huren“ (17,5), die vernichtet wird (14,8), eine große Rolle. Aber das letzte Buch der Bibel bezieht sich dabei nicht auf diese Erzählung im ersten Buch der Bibel. Im Neuen Testament fehlt jeder direkte Bezug auf Genesis 11,1–9. Auch die Pfingstgeschichte bezieht sich auf den Propheten Joel und indirekt auf die Sinaierzählung, nicht aber auf die Turmbaugeschichte. Unter den Propheten gibt es nur eine Erinnerung an Genesis 11. So heißt es bei Jeremia (51,53): „Wenn Babel zum Himmel hochstiege und seine Mauern unersteigbar hoch machte, so sollen doch Verwüster von mir über sie kommen, spricht der Herr.“

Im Alten Testament bilden die ersten fünf Bücher Mose – der Pentateuch – bzw. eigentlich die ersten sechs Bücher (also das Josuabuch eingeschlossen) – der sogenannte Hexateuch – ein riesiges zusammenhängendes Erzählwerk. Der sogenannten Vätergeschichte, die in Genesis 12 mit der Erwählung Abrahams einsetzt, wurde die sogenannte Urgeschichte vorangestellt. Den Abschluß dieser Urgeschichte bildet in Genesis 11 die Turmbauerzählung. Sie ist mit der folgenden Erwählung Abrahams nicht verbunden. Aber auch innerhalb der Urgeschichte steht Genesis 11,1–9 ziemlich isoliert da. Denn hatte man in der sogenannten Völkertafel (Genesis 10) am Schluß bereits gehört, daß sich alle die genannten Völker „ausgebreitet haben auf Erden“, so setzt Genesis 11,1 noch einmal ein mit der Erinnerung daran, daß „alle Welt einerlei Sprache und Zunge hatte“. Das stößt sich und zeigt, daß die Turmbauerzählung ursprünglich eine eigene, in sich geschlossene Erzähleinheit war. Sie wurde sicher zunächst mündlich weitergegeben und bei der schriftlichen Fixierung der Urgeschichte vom Verfasser, den die wissenschaftliche Forschung den Jahwisten nennt, hier an den Schluß plaziert. Daß dieser sich dabei etwas gedacht hat, werden wir noch hören. Jedenfalls erkennen wir in der Turmbauerzählung eine sehr alte, selbständige Geschichte, in der Urerfahrungen und Grundfragen der Menschheit in der Form der Sage verhandelt werden.

Dabei muß uns die Formbezeichnung „Sage“ nicht irritieren. Es gibt unterschiedliche Weisen, sich mit der Wirklichkeit in Gegenwart und Geschichte zu beschäftigen. Die Wissenschaft unterscheidet z. B. die Geschichtschronik, die alles historisch exakt festhalten will, und das Märchen, das eine reine Erfindung ist, von der Sage. Diese hat es auch mit Geschichte zu tun, will sie aber in den großen Zusammenhang der lebendigen Erinnerungen der Völker stellen. Die Sage lebt von den Grundfragen und Grunderfahrungen

gen der Völker, in ihr spiegelt sich, wie Menschen sich, ihre Umwelt und ihre Geschichte erlebt haben. Wir sprechen zuweilen vom „tieferen Sinn“ einer Geschichte. Die Väter der Alten Kirche und auch der Reformation sprachen von der „geistlichen Deutung“ der einen oder anderen biblischen Erzählung, die man wissenschaftlich als Sage bezeichnet. Eine solche Sage erzählt also scheinbar von Vergangenenem, will aber von höchster Aktualität sein. Sie vergegenwärtigt Vergangenes, indem sie es zuspitzt und für die Gegenwart deutet. Und sie kann nicht nur vom Menschen, sondern auch – in zuweilen ganz anthropomorpher Weise – von Gott sprechen. Die Erzählung vom Turmbau ist eine solche Sage.

Im Prozeß der mündlichen Überlieferung wachsen Erzählungen. Auch in Genesis 11,1–9 sind recht unterschiedliche Motive zusammengewachsen. Wir erkennen drei Motive. Ihr Hintergrund sind drei Grundfragen, die die Menschen beschäftigt haben. Die Frage Nummer eins lautet: Warum verstehen wir uns untereinander nicht? Die Frage Nummer zwei lautet: Wieso ist die Völkerwelt so zerrissen? Und die Frage Nummer drei lautet: Wie ist der Mißerfolg menschlicher Unternehmungen zu erklären? Auch die anderen Sagen der Urgeschichte in Genesis 1–11 wollen auf solche Urfragen eine Antwort geben: Wie ist die Welt entstanden? Wo kommt das Böse her? Warum muß der Mensch sterben? Wie ist die Spannung der Geschlechter zu erklären? Welchen Ursprung haben Sommer und Winter, Kälte und Hitze? Ich glaube: Die Antwort auf diese alle denkenden Menschen bewegenden Fragen enthalten die Erzählungen der Urgeschichte. Diese ist nicht eine Chronik „naturwissenschaftlicher Wahrheiten“, sondern eine Ikone, in der wir „Wahrheit“ entdecken – die Wahrheit über den Menschen als Geschöpf Gottes, als Sünder und als zum Heil Begnadeter.

Als erstes Motiv entdecken wir in der Erzählung vom Turmbau das Motiv der Sprachverwirrung. Auffällig ist die Zuordnung von Vers 1 und Vers 9: Einmal hatte alle Welt eine Sprache – nun aber hat Gott die Sprache aller Welt verwirrt. Der Grund dafür liegt in einem Doppelereignis: In den Versen 2–4 wird von einem bestimmten Handeln der Menschen berichtet, in den Versen 5–8 von einem bestimmten Handeln Gottes als Reaktion auf das Handeln der Menschen. Eng verbunden ist damit das zweite Motiv, das freilich nur in Vers 8 anklingt: das Motiv der Zerstreung der Völker. Diese Zerstreung ist die Voraussetzung dafür, daß die Baumaßnahmen nicht zu Ende geführt werden können und sich die Sprache der Menschen unterschiedlich entwickelt. Das dritte Motiv durchzieht die ganze Erzählung und hat ihr daher in unseren deutschen Bibeln zurecht die Überschrift gegeben. Es ist das Motiv des Stadt- und Turmbaues, daß die Menschheit an einem bestimmten Wendepunkt ihrer Kulturgeschichte offenbar sehr intensiv be-

schäftigt hat. Als Diskussion über Sinn und Unsinn des Fortschritts ist es auch unser Thema.

Einige kurze Anmerkungen nun zu religionsgeschichtlichen Parallelen unserer Erzählung und zu den Ergebnissen der kulturgeschichtlichen und archäologischen Forschung. Die Wissenschaft hat noch um die Jahrhundertwende sehr fleißig untersucht, wo diese Motive im Umfeld Israels auftauchen. So ist bekannt, daß es in den Völkern des alten Zweistromlandes etwa zur Sündfluterzählung der Urgeschichte Parallelen gibt. Da im Kern auch unserer Sage geschichtliche Wahrheiten enthalten sind, müssen Parallelen nicht verwundern. Auch zu den drei Motiven unserer Turmbauerzählung gibt es – bis in den afrikanischen Raum hinein – Parallelen in den Sagen verschiedener Völker. Wir müssen dies nicht weiter verfolgen, denn uns muß es um die spezifische theologische Aussage von Genesis 11,1–9 gehen. Zudem geht die Wissenschaft davon aus, daß gerade die Turmbauerzählung in ihrer so altertümlichen Form mit einer ganz und gar anthropomorphen Gottesvorstellung im Volk Israel entstanden ist.

Ähnliches läßt sich zu den archäologischen Forschungsergebnissen sagen. Die alten Kommentare breiten sie ausführlich aus. Babylon war ohne Zweifel im zweiten vorchristlichen Jahrtausend das Machtzentrum der alten Welt. Die gesetzgeberischen Leistungen eines Hammurabi sind heute ebenso anerkannt wie die kulturellen Riesenleistungen, die ihren Ausdruck fanden in den massiv gebauten Städten, Burgen und Türmen im Zweistromland. Man hat sogar gemeint, in der Ruine der Zikkurat Etemenanki, einer Stufenpyramide von einst über 90 m Höhe, unseren Turm entdeckt zu haben. Doch auch solche Forschungen führen uns nicht weiter. Denn der Jahwist, der die Erzählung vom Turmbau in sein theologisches Werk integrierte, war weder an einem bestimmten Turm noch eigentlich an einem bestimmten Volk und letztlich auch nicht an der Stadt Babylon interessiert. Das gilt trotz Vers 9, in dem am Schluß der Erzählung plötzlich der Name dieser Stadt erwähnt und etwas eigenwillig und keineswegs korrekt gedeutet wird: Der Name der mesopotamischen Stadt soll von dem Hebräischen „balal“ (verwirren) herkommen. Dieser Vers ist aber erst spät an die Erzählung angefügt worden und hat mit ihrem eigentlichen Sinn nichts zu tun. Den Jahwisten interessiert vielmehr – für sein Volk Israel, für die Menschen mit ihren Urfragen, für uns, die wir die Geschichte heute studieren – die Wahrheit in, hinter und unter dieser so plastisch erzählten Geschichte. Ihr wollen wir uns nun zuwenden.

Die Exposition der Geschichte nimmt Erinnerungen an die großen Wanderbewegungen der Völker auf. Die Stichworte sind: aufbrechen, finden und sich niederlassen. Aus solchen großen Wanderungen pflegen neue Kul-

turen und Völker zu entstehen. Auch das Volk Israel wurde von Gott aus seinem Nomadendasein herausgeführt in die Seßhaftigkeit im verheißenen Land. Ähnliche Transformationen haben wir in den großen germanischen und osteuropäischen Völkerbewegungen erlebt. Die Entstehung neuer Völker ist zumeist mit enormen kulturellen Aufbrüchen verbunden. Unsere Erzählung ist ganz vom vitalen Optimismus junger Völker geprägt: Eine Stadt und ein Turm sollen errichtet werden, bis in den Himmel soll der Turm reichen. Dies ist nicht kritisch gemeint, sondern umschreibt nur anerkennend die gigantischen Ausmaße dieses technischen Werkes. Der bekannten Bauweise in Stein und Mörtel wird dabei in Vers 3 die fremde Bauweise mit Ziegel und Asphalt gegenübergestellt. Auch damit werden Innovationskraft, Erfindungsfreude und Fortschrittselan eindrücklich unterstrichen. In Vers 4 werden die Motive dieser Unternehmungen genannt: das Bedürfnis nach Sicherheit und der Wunsch nach Ruhm. Auch dies ist uns aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen bekannt: die Errichtung von Prachtbauten, die den Namen des Erbauers tragen, von Burgen und Städten, die der Sicherheit in einer neuen Phase des menschlichen Zusammenlebens dienen. Grundsätzlich ist auch dies nicht kritisch zu sehen. Wichtig ist: Die biblische Erzählung hält dies alles respektvoll fest, will auf keinen Fall den Bau von Städten und die Entwicklung neuer Techniken grundsätzlich in Frage stellen. So zeichnet die Erzählung das Urbild jeder menschlichen Kultur und ihrer tragenden Grundkräfte.

Daß aber technische und kulturelle Großleistungen des Menschen nicht so harmlos nur als Fortschritt positiv beurteilt werden können, zeigt sehr drastisch der Fortgang der Erzählung, nämlich die Reaktion Gottes in den Versen 5–8. Sie beginnt nicht ohne Ironie: Um den Turm, der in den Himmel reicht, zu inspizieren, muß Gott vom Himmel herabsteigen: Als winzig muß also gelten, was den Menschen grandios erscheint. Und der Text beschreibt hinter den ehrenwerten Motiven menschlicher Leistungen das eigentliche Motiv des Menschen: Er will „sein wie Gott“ (Genesis 3). Hier in der Erwägung Gottes, wie sie in Vers 6 wiedergegeben ist, hat die Erzählung ihren Höhepunkt: „Dies ist erst der Anfang ihres Tuns, hinfort wird ihnen nichts mehr unmöglich sein von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun.“ Dem „wohlan wir wollen“ der Menschen steht darum das entsprechende „wohlan wir wollen“ Gottes gegenüber, eine sehr altertümliche Formulierung, in dessen Plural die Väter der Alten Kirche und der Reformation einen versteckten Hinweis auf die Dreieinigkeit Gottes erkennen wollten.

In der Zerstreuung der Völker und der Verwirrung ihrer Sprachen sieht unsere Erzählung die Strafe Gottes für die Hybris menschlichen Geistes.

Eine Menschheit, die in sich eins ist und sich fest verbündet, hat die Hände zu jeder Maßlosigkeit frei. Sie tendiert zum Übermenschentum. Die Vielzahl der Völker und ihr Gegeneinander, die Unfähigkeit der Menschen, sich sprachlich zu verständigen und sich – im tieferen Sinn des Wortes – zu verstehen, wird also in der Erzählung als Folge des menschlichen Aufstandes gegen Gott gedeutet. Wer immer – als einzelner Mensch, als Gruppe oder Nation – die ihm gesetzten Grenzen überschreitet, ist zum Scheitern verurteilt. Darin liegt die tiefe Erkenntnis, daß gerade auch großartige Leistungen menschlicher Technik und Kultur zum Unheil, zum Nichtverstehen und zur Zerstörung des menschlichen Miteinanders führen können.

Zerstreuung und Sprachverwirrung der Völker haben nach diesem Text allerdings auch einen positiven Aspekt. Die göttliche Strafe wird hier nämlich auch als göttliche Vorsorge interpretiert: Damit es nicht noch schlimmer kommt, hat Gott der Hybris und dem titanischen Drang der Menschen Grenzen gesetzt. So wird im strafenden Handeln Gottes auch ein bewahrendes Handeln erkennbar. Dies beobachten wir im ganzen Alten Testament: Mit dem Mächtigwerden der Sünde des Menschen wird die Gnade Gottes noch mächtiger.

Dem entspricht, daß das Urteil über die Vielfalt der Völker und Nationen in der Urgeschichte insgesamt ambivalent ist. Hier in der Turmbauerzählung wird sie letztlich als negativ beurteilt: Daß die Menschen sich nicht verständigen können, ist Strafe und Unglück zugleich. Anders in den Kapiteln 9 und 10, die dieser Erzählung vorausgehen und die sogenannte Völkertafel enthalten. Ihr verborgenes Pathos ist das Staunen über den Schöpferreichtum Gottes, der durch das Gebot der Fruchtbarkeit (Genesis 9,1) aus einem Stamm die unübersehbare Fülle der Völker hat ins Dasein treten lassen. Hier wird also das Nebeneinander der unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Nationen keineswegs als Strafe und Unglück, sondern im Gegenteil als von Gott geschenkter Reichtum verstanden. Dieses Nebeneinander wird uns noch beschäftigen müssen.

Dennoch muß man festhalten, daß die Turmbauerzählung ohne eine positive Perspektive endet. Wie soll es mit den zerstrittenen Völkern, die zur Verständigung unfähig sind, weitergehen? Hier nun setzt die Erzählung von der Erwählung Abrahams ein. Der Verfasser des Pentateuch hat unmittelbar an die Urgeschichte, die in Kapitel 11 endet, die Vätergeschichte, die in Kapitel 12 mit Abraham beginnt, angeschlossen. Gott ruft Abraham aus den Völkern heraus, um ihm einen „Namen zu machen“ und um ihn zum Vater eines neuen „großen Volkes“ zu machen. In ihm sollen alle Geschlechter und Nationen gesegnet werden. Das heißt: Dieses neue große Volk ist Gottes Antwort auf die Vielfalt und Zerrissenheit der Völkerwelt. Hier wird

von Ferne erkennbar, wie in der Kirche als dem neuen Volk Gottes letztlich die Vielfalt, Zerrissenheit und Verständigungsunfähigkeit der Völker überwunden werden soll.

3. Gericht und Gnade in der Auslegung der Väter

Werfen wir nun einen Blick auf die Auslegungstradition der Reformation. Die Väter – Johannes Calvin und Martin Luther – haben verschiedentlich über Genesis 11 gepredigt, allerdings nicht zu Pfingsten, da in der mittelalterlichen Kirche des Westens an Sonn- und Feiertagen zumeist über die Lesungen aus dem heiligen Evangelium gepredigt wurde. Luther hat die Genesis in den Jahren von 1536–1545 mit Unterbrechungen vor den Studenten ausgelegt. Er sprach von „meiner lieben Genesis“. Seine Genesisvorlesung gilt als monumentales Werk seiner Alterstheologie.

Luther unterscheidet – entsprechend der Bibelauslegungsmethode seiner Zeit – den wörtlichen Sinn von der „geistlichen Deutung“. Und er unterscheidet im Verständnis biblischer Texte zwischen Gesetz und Evangelium: die Texte sind „Exempel der Gnade“, die trösten, bzw. „Exempel des Zornes Gottes“.

Luther fragt in seiner Auslegung zunächst, was denn die Sünde der Menschen in Babel gewesen sei, denn „einen Turm aufrichten und eine Stadt bauen ist an sich selbst keine Sünde, nachdem dergleichen auch alle Heiligen tun“. Luthers Antwort: „Sie wollen Ehre und Ruhm davon tragen“, sie sind schier „ersoffen im zeitlichen Gut, so daß sie ihre Zuversicht und ihren Ruhm in solche Gebäude setzen und nicht Gott suchen“. Ihre Worte verraten „sichere Herzen, die sich auf zeitlich Glück und Gewalt verlassen und nicht auf Gott“. Darum sagt Luther, diese Sünde sei nichts anderes gewesen, denn „eine sehr große Sicherheit, Hoffart und Verachtung Gottes“. Wie diese Menschen reden, „kümmern sie sich wahrlich nicht darum, daß Gottes Name geheiligt werde, sondern all ihr Vornehmen und Fleiß ist allein darauf gerichtet, daß ihr eigener Name groß werde“. Ihr „gottloses Wesen“ besteht nach Luther also darin, daß sie „in den Himmel bauen“ und „Gottes nächste Freunde“ sein wollen. Zur Strafe führt Luther aus, daß die Zersplitterung der Sprachen „Ursprung und Ursache alles Übels und Unglücks in der Welt“ ist. Aus ihr sei „alle Uneinigkeit und Unordnung“ unter den Menschen entstanden.

Diese Auslegung Martin Luthers kommt dem Text, wie wir ihn heute verstehen, sehr nahe. Dies kann man von seiner „geistlichen Deutung“ so

nicht sagen. Diese enthält zwar auch bemerkenswerte geistliche Einsichten, ist aber doch – wie sollte es anders sein – von seiner Rolle als Reformator der Kirche des Mittelalters, von den kirchlichen Auseinandersetzungen seiner Zeit und von seinem Vorverständnis geprägt.

So findet Luther schon in der Genesis die Auseinandersetzung zwischen der „rechten Kirche“ und der „falschen und lügenhaften Kirche“. Die Menschen der Turmbauerzählung symbolisieren für ihn die „Kirche des Teufels“. Und ihre Sünde – die Suche nach Sicherheit, ihr Abfall von Gott und ihre Ruhmsucht – ist die Sünde der mittelalterlichen Kirche, gegen die Luther kämpft. Letztlich ist es der Papst, der beabsichtigt, „die ganze Welt unter sich zu bringen, vor allem aber die Kirche zu unterdrücken“. Diese „falsche Kirche“ ist nach Luther allezeit eine Verfolgerin der rechten und wahren Kirche. Gottes Reaktion auf die Sünde der mittelalterlichen Kirche ist die „Uneinigkeit und Unordnung auch in der Christenheit“. Denn es sind jetzt viele Sektenprediger aufgetreten: „Ein jeder nimmt sich etwas vor, das etwas Köstlicheres sein soll, als es andere haben“ und jeder sagt: „Mein Stand und mein Name ist der beste“. Daraus folgt „ein zertrenntes, uneiniges Wesen in der Christenheit, keiner nimmt sich des anderen an, keiner erzeigt dem anderen Liebe“. Luther überträgt die Zerrissenheit der Völkerwelt auf die Zerrissenheit der Christenheit: „So ist der Haufe in sich zertrennt, im Herzen wie in der Sprache, und leistet dem Teufel Dienst, der der Vater und Stifter aller Kriege und jeder Uneinigkeit ist.“ Als Warnung an die Christen hält Luther fest, daß wir uns hüten sollen, vom Wort Gottes abzufallen und „uns anderen vorzuziehen, so als wären wir frömmer und heiliger“.

In ähnlicher Weise interpretiert und aktualisiert Johannes Calvin in einer Predigt die Turmbauerzählung. Auch er spricht von „der Menschen Dreistigkeit Gott gegenüber“ und der „Verachtung Gottes“, die die „Wurzel ihres unsinnigen Ehrgeizes“ ist. Aller Hochmut führt nach seinen Worten leicht zum Unrecht gegen Gott, so daß wir „nach Giganten Weise den Himmel zu stürmen versuchen“.

Wo bleibt nun aber nach den Reformatoren in Genesis 11 der Trost des Evangeliums? Ist dies für sie eine gnadenlose Geschichte, nur Warnung und Drohung, nur Predigt des Gesetzes? Calvin sieht in der Turmbauerzählung selber – anders als Luther – auch die Gnade Gottes am Werk, wenn er sagt: „Indessen mitten in diesem Gericht, in diesem Erweis des Zornes Gottes, leuchtet wie ein heller Stern Gottes Güte: Trotz der verschiedenen Sprachen stehen die Völker doch im Wechselverkehr.“ Die eigentliche Antwort auf die Turmbauerzählung sehen jedoch beide Reformatoren außerhalb des Textes. Allerdings nicht wie der Jahwist in der anschließenden

Erwählung Abrahams, die auf die Erwählung des neuen Volkes Gottes hinzielt, sondern in der Pfingstgeschichte. Sie ist für die Reformatoren das Wort des Evangeliums, das unabdingbar zum Gerichtswort von Genesis 11 gehört. So fährt denn auch Calvin in der genannten Predigt fort: „Vor allem aber hat der Herr das eine Evangelium in allen Sprachen über die ganze Erde ausgebreitet und hat seine Apostel mit der Gabe der Sprachen ausgerüstet. So vereinen sich in Glaubenseinigkeit, die vordem getrennt waren. Ist der Wortlaut ihrer Sprache auch verschieden, so rufen doch alle das Abba, lieber Vater.“ Klar ist hier eine Einsicht formuliert, die es festzuhalten gilt für die Thematik, die uns beschäftigt: Das Gegeneinander in der Vielzahl der Völker ist nach Calvins Ansicht überwunden im Miteinander der die ganze Welt umspannenden eine Kirche.

Dies ist auch für Martin Luther in seiner Genesisvorlesung die Lösung der Aporie von Genesis 11: „Christus bringt alle Menschen durch das Evangelium zu einem Glauben.“ Im Neuen Testament wird als „große Wohltat und besonderes Wunderwerk“ beschrieben, wie „am Pfingsttag der Heilige Geist durch mancherlei Sprachen die Völker verschiedener Länder in einem Leib zusammengefaßt hat, dessen Haupt Christus ist“. Zwar bleiben die Verschiedenheiten erhalten, aber Christus hat „die Wand und den Zaun umgerissen“, wie Luther in Anlehnung an Epheser 2,14 sagt („Er ist unser Friede, der aus beiden eins gemacht hat und den Zaun abgebrochen hat, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft“). Er – Christus – hat nach Luther die Menschen nicht nur mit Gott versöhnt, sondern auch untereinander. So herrscht in der wahren Kirche „Friede und Einigkeit“. Die unterschiedlichen Herden sind unter einem Hirten im Schafstall versammelt, „darum denn die Ungleichheit, die im äußerlichen Leben noch vorhanden ist, weder schadet noch hindert“.

Nach Luther zeigt die Geschichte, daß aus der Ungleichheit und Mannigfaltigkeit der Völker „mancherlei Empörungen, Krieg und Veränderungen in den Sitten und der Religion sowie Wahngedanken der Leute“ entstehen. Immer wieder erwachse so auf quasi natürliche Weise „Zorn und Feindschaft unter den Menschen“. Für die Christen aber gilt: „Wenn wir beide Christus verstehen, so gewinnen wir einander lieb, alle, die wir Glieder der Kirche sind. Wo aber Christus nicht ist, da regiert noch heute die babylonische Plage, nämlich die Zertrennung der Sprachen, die ja gewiß auch eine Zertrennung der Herzen ist.“

In feiner seelsorgerlicher Weise entfaltet Luther diesen Gedanken in seiner Predigt über die Turmbauerzählung. Seine „geistliche Deutung“ des Textes geht hier auch ganz vom Neuen Testament aus. Die Menschen wollen sich einen Namen machen, sagt Luther. Es kommt aber nur darauf an,

den „Namen Christi allein zu predigen“. Christus ist ein Schatz, der allen Menschen in gleicher Weise ausgeteilt wird. „Da darf dann ein jeder sagen: Ich habe nicht mehr als der allergeringste; wir sind alle gleich im Erbe; einer ist des anderen Bruder, wir haben alle gleiche Gaben und Rechte.“ In Anspielung auf die vielen und sich untereinander streitenden Orden der mittelalterlichen Kirche sagt Luther: „Da hat immer einer besser sein wollen als der andere. Hat öffentlich geschrien: Ja sollten wir nicht mehr haben denn andere? So trennen sie sich und dazu kommt eitel Neid und Haß unter ihnen auf.“ Dem gegenüber spricht das Glied der wahren Kirche: „Ich bin nicht besser denn der geringste Christ, denn wir haben alle gemeinsam einen Christus, eine Taufe, ein Evangelium und einen Glauben (Epheser 4,5 ff). Wo solche wahrhaftigen Christen sind, die sind in allen Dingen einträchtig und kann sich keiner über den anderen erheben. Da bleibt man eins, inwendig im Herzen und äußerlich im Leben.“

Zusammenfassend läßt sich im Blick auf die Auslegung der reformatorischen Väter sagen: Sie haben die Sünde, von der in Genesis 11 die Rede ist, zugespitzt als Aufstand des Menschen gegen Gott interpretiert. Damit haben sie den ursprünglichen Sinn sicher getroffen. Für sie hat sich diese Hybris des Menschen allerdings nicht in gigantischen Kulturleistungen und technischen Errungenschaften manifestiert. Sie interpretieren die Sünde als Mangel an Gottvertrauen und als Hochmut des Menschen, der sein will wie Gott. Die Folge davon ist die innere und äußere Zerrissenheit der Völker und – hier gehen die Reformatoren über den Text hinaus – der Christenheit. Deren Überwindung sehen sie in der Sammlung des einen, des neuen Volkes Gottes in der wahren Kirche. Darum können und wollen sie Genesis 11 nicht ohne Apostelgeschichte 2 verstehen. Die Kommunikationsunfähigkeit der Völker kann allein der Heilige Geist überwinden, der den Menschen in der Gemeinschaft der Kirche neue Möglichkeiten der Kommunikation eröffnet.

4. Die neue Gemeinschaft als Gabe des Heiligen Geistes

Damit sind wir bereits mitten in der Pfingstgeschichte, dem zweiten biblischen Text, den es zu untersuchen gilt.

Die Apostelgeschichte ist der zweite Teil des großen Doppelwerkes, als dessen Verfasser der Evangelist Lukas gilt. Ihr Titel ist freilich irreführend. Denn diese neutestamentliche Schrift hat weder ein primäres Interesse an der Biographie der Apostel, noch erzählt sie sämtliche ihrer Taten. Sein Evangelium versteht Lukas als Zeugnis vom Wirken des irdischen Jesus

Christus, das mit der Himmelfahrt schließt. Hier setzt die Apostelgeschichte noch einmal ein und will im Folgenden Zeugnis ablegen vom Wirken des auferstandenen und erhöhten Jesus Christus, der durch den Heiligen Geist die Kirche aus Juden und Heiden sammelt.

Die Herabkunft des Heiligen Geistes und seine Bedeutung für die Kirche werden von Lukas in einer großangelegten Szene entfaltet. Vorbereitet ist diese sowohl im Evangelium (24,49) als auch am Anfang der Apostelgeschichte (1,4–8), wo berichtet wird, wie der auferstandene Jesus seinen Jüngern die „Kraft aus der Höhe“ bzw. den Heiligen Geist verheißt und sie ermahnt, Jerusalem zunächst nicht zu verlassen. Die Pfingstgeschichte ist Erfüllung dieser Verheißung Jesu. Dabei umfaßt die Szene nicht nur die eigentliche Pfingsterzählung Apg 2,1–13, sondern auch noch die folgende Predigt des Petrus in Apg 2,14–41. Man kann sogar sagen: Die offene Frage in Vers 12 „Was soll dies bedeuten?“ drängt geradezu auf diese Predigt hin, die das Geschehen deutet. Ihr Höhepunkt liegt in Vers 36, wo der Apostel Petrus den Inhalt des Zeugnisses der Kirche als These formuliert: „Gott hat diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Christus gemacht.“

Der Textabschnitt Apg 2,1–13 besteht nun aus zwei deutlich voneinander abgehobenen Teilen. In den Versen 1–4 wird nach der Situationsangabe zunächst ein Hörerlebnis (ein „Brausen vom Himmel wie ein starker Wind“) geschildert, sodann ein Schauerlebnis („Zungen zerteilt wie von Feuer auf einem jeden von ihnen“). Wenn man sich daran erinnert, welche Bedeutung Auditionen und Visionen im Alten Testament haben – erinnert sei nur an den brennenden Dornbusch (Ex 3,2), die Feuersäule (Ex 14,20), die Gottesbegegnung des Propheten Elias (I Kön 19,11f) und die Sinaierzählung (Ex 19,16f) –, dann wird deutlich: Lukas will dieses Ereignis als Offenbarung Gottes verstanden wissen. So wird denn auch im Vers 4 das Geschehen als Herabkunft des Heiligen Geistes theologisch interpretiert. Die Folge dieses Ereignisses ist ein „Reden in anderen Sprachen“, also die sogenannte „Glossolie“, ein ekstatischer Lobpreis der Großtaten Gottes. Wir kennen dieses Phänomen vor allem aus den paulinischen Gemeinden (I Kor 14).

Der zweite Teil der Erzählung schildert nun die Wahrnehmung dieses Geschehens durch die Bewohner der Stadt, d. h. durch Jerusalems Juden und Diasporajuden aus aller Herren Länder. Er steht freilich in einer gewissen Spannung zum ersten Teil. Denn hier wird das Phänomen der Glossolie in das Phänomen des Fremdsprachenwunders umgedeutet. Die Menge ist „verwirrt“ (Vers 6), „außer sich“ (Vers 7 und 12), „verlegen“ (Vers 12) und „staunt“ (Vers 7), es taucht sogar der Verdacht der Trunkenheit auf (Vers 13). Das alles ist als Reaktion auf die unverständlich „in Zungen“

redenden Jünger erklärlich. Ähnliche Reaktionen auf die Glossolalie werden auch aus den paulinischen Gemeinden berichtet. Zu diesen Reaktionen paßt auch gut die anschließende Petruspredigt, die nun das Christuszeugnis in verständlichen Worten entfaltet. All diese Reaktionen passen aber nur sehr bedingt zum Fremdsprachenwunder. Denn hier wird ja vorausgesetzt, daß die Jünger durchaus vernünftig und klar sprechen, allerdings in Sprachen, die sie als Galiläer eigentlich nicht beherrschen könnten. Um dieses ganz andere Phänomen zu verdeutlichen, fügt Lukas hier eine lange Völkerliste ein. Sie soll in exemplarischer Weise das Ganze der Völkerwelt repräsentieren: Die aus diesen Regionen nach Jerusalem angereisten Diasporajuden stehen für ihre Herkunftsländer, auch für die Heiden in diesen Regionen, letztlich für die ganze Fülle der Völker und Nationen. Ihnen allen ist der Heilige Geist verheißen. Sie alle sind Adressaten der Christuspredigt des Petrus. Sie alle sind potentielle Mitglieder des neuen Volkes Gottes. Dies ist die theologische Pointe, auf die es dem Evangelisten Lukas ankommt.

Die Forschung hat immer wieder gefragt, wie eigentlich die Glossolalie mit dem Fremdsprachenwunder zusammenpaßt. Denn es ist ja offenkundig, daß es sich um zwei unterschiedliche Phänomene handelt. Ich kann mir vorstellen, daß der Evangelist Lukas in seiner Pfingsterzählung tatsächlich zwei Ereignisse zusammengefaßt hat, die ursprünglich so nicht zusammengehörten. Im ersten Teil – also in den Versen 1–4 sowie 6a und 12–13 – erkennen wir einen offenbar sehr alten Bericht von der Ausgießung des Heiligen Geistes. Diese war mit einer Vision und einer Audition verbunden und von ekstatischen Erscheinungen begleitet. Dies wird als Urerlebnis der Gemeinde auch in anderen Teilen des Neuen Testaments bezeugt, etwa in Joh 20,19–23 und Eph 4,7f. Überall wird hier der Heilige Geist als Gabe des auferstandenen und erhöhten Jesus Christus verstanden. Er sammelt die Gemeinde und gründet die Kirche. Der Evangelist Lukas datiert dieses historisch unbestreitbare Ereignis der Ausgießung des Heiligen Geistes, das konstitutiv für die Kirche ist, auf das erste Pfingstfest nach der Auferstehung. Ostern – das jüdische Passahfest – und Pfingsten – das jüdische Wochenfest, das sich inzwischen zu einem Fest der Erinnerung an die Gesetzgebung auf dem Sinai weiter entwickelt hatte – sind die beiden einzigen Feste, die die Urgemeinde vom Judentum übernommen hat. Man wird also sicher davon ausgehen können, daß sich auch historisch an diesem Pfingstfest etwas Außergewöhnliches ereignet hat, eben die Ausgießung des von Jesus verheißenen Heiligen Geistes. Dies war verbunden mit ekstatischen Begleiterscheinungen und der ersten öffentlichen Christuspredigt des Petrus.

Der Evangelist Lukas hat den Bericht davon theologisch vertieft durch die Hineinnahme eines anderen Phänomens in der Urgemeinde, nämlich der Tatsache, daß sich von Anfang an im neuen Volk Gottes Juden – und später auch Heiden – aus den unterschiedlichsten Völkern zusammenfanden. Sie alle „verstanden“ – nicht nur im wörtlichen Sinn, sondern vor allem im übertragenen Sinn – das Zeugnis der Apostel von Jesus als dem Herrn und Christus. Und dieses „Verstehen“ führte sie in einer neuen, herkömmliche Grenzen sprengenden Gemeinschaft zusammen. Sie wurden innerlich eins, ungeachtet ihrer äußerlichen Vielfalt, wie sie ihren Ausdruck in den unterschiedlichen Sprachen findet.

So beschreibt die Pfingstgeschichte in ihrer heutigen, vom Evangelisten Lukas gestalteten Form die beiden Gaben des Heiligen Geistes: Das Wunder der Glossolie einerseits, das offenbar nur in besonderen Situationen gegeben wird. Und das Wunder des Verstehens andererseits, das immer wieder gegeben wird und Menschen in die Lage versetzt, das Christuszeugnis zu verstehen und sich untereinander über alle vorgegebenen Grenzen hinweg zu verständigen. Wenn wir auch die Pfingstgeschichte im Sinn Florovskijs als „Ikone der Wahrheit“ betrachten, dann vermittelt sie uns die Wahrheit über die neue, vom Heiligen Geist bewirkte Koinonia in der Kirche.

In diesem Sinn verstanden auch – wie wir schon hörten – die Väter der Reformation die Ausgießung des Heiligen Geistes, der seit Pfingsten Völker der verschiedenen Länder in einem Leib zusammenfaßt, dessen Haupt Christus ist. Und so konnten auch schon die Väter der Alten Kirche die Dynamik des Heiligen Geistes preisen. Ich zitiere dazu einen beeindruckenden Abschnitt aus einer Predigt des heiligen Basilios des Großen, des Kirchenvaters: „Der Geist erfüllt die Engel, erfüllt die Erzengel, heiligt die Gewalten und belebt alles. Er verteilt sich in die ganze Schöpfung, teilt sich dem einen so, dem andern anders mit. Er verleiht allen seine Gnade, ohne daß ihm selbst etwas abgeht. Wie die Sonne die Körper beleuchtet und sich ihnen unterschiedlich mitteilt, so gibt auch der Geist allen seine Gnade und bleibt doch unversehrt. Er erleuchtet alle zur Erkenntnis Gottes, er begeistert die Propheten, macht die Gesetzgeber weise, bewirkt die Gabe der Heilung, macht die Toten lebendig, befreit die Gefangenen, fügt das Getrennte zusammen und macht die Fremdlinge zu Kindern. Dieser Geist ist im Himmel und erfüllt die Erde; er ist überall zugegen, kennt keine Grenzen. Er wohnt ganz in jedem und ist ganz mit Gott.“

5. Die völkerübergreifende Gemeinschaft der Kirche

Welche Einsichten können wir nun aus Genesis 11 und Apostelgeschichte 2 für die Thematik unseres Dialogs gewinnen – für die Verhältnisbestimmung der unterschiedlichen Völker, Nationen, Sprachen und Kulturen zur einen Kirche Jesu Christi als dem neuen geistgewirkten Volk Gottes?

5.1. Sowohl das Alte als auch das Neue Testament setzt die Existenz einer Vielfalt von Völkern und Kulturen voraus. Die Völkertafel der Genesis sieht in dieser Vielfalt einen Ausdruck des Schöpfungsreichtums. Auch die von Lukas verwendete Liste verrät ein gewisses Staunen über das bunte Spektrum der damals bekannten Völkerwelt. Offenbar braucht der Mensch die Geborgenheit, die das Leben in einer überschaubaren Kultur- und Sprachgemeinschaft, in abgrenzbaren Räumen und Regionen, in über Generationen hin weitergegebenen Traditionen und Sitten vermittelt. Wo die Kirche in ihrer Missionstätigkeit auf gewachsene Kulturen gestoßen ist, hat sie zwar immer versucht, diese mit dem Christuszeugnis zu durchdringen und umzugestalten. Sie hat sie aber nie grundsätzlich und gänzlich abgelehnt. Das gilt auch von den großen Leistungen der menschlichen Kultur und des technischen Fortschrittes, die nicht als solche schon als Sünde abqualifiziert werden dürfen. Sie sind vielmehr im Prinzip positiv zu werten als Folge des Auftrags an den Menschen, sich die Erde untertan zu machen, sie „zu bebauen und zu bewahren“ (Gen 1,28). Auch die Existenz der Menschheit in einer Vielfalt unterschiedlicher Völker und Nationen wird von der Kirche nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Die Kirche versteht sich von ihrem Wesen und Auftrag her nicht als Vorkämpfer des Internationalismus oder einer Welt-Einheitsgesellschaft. Die unterschiedlichen nationalen und kulturellen Identitäten gehören zur Schöpfungsordnung Gottes. So hat es auch die Tradition der lutherischen Kirche in Aufnahme der biblischen Wahrheit festgehalten.

5.2. Als Warnung vor der Hybris des Menschen hat freilich Genesis 11 ebenfalls seine bleibende Bedeutung. In Form von gott- und menschenverachtenden Ideologien haben gerade unsere beiden Völker diese Hybris im 20. Jahrhundert erlebt – einschließlich ihres Zusammenbruchs. Der Nationalsozialismus Adolf Hitlers beruhte im Kern auf der These von der Überlegenheit der arischen, der germanischen Rasse und von der einzigartigen Stellung des deutschen Volkes. Im „Mythus des 20. Jahrhunderts“ hat Alfred Rosenberg dies entfaltet: Seine Blut-

und Bodentheorie vom deutschen Übermenschen und vom jüdischen und slawischen Untermenschen, seine Idee vom „deutschen Gottmenschentum“, dem sich alles ein- und unterzuordnen habe. Dem trugen Erziehung und Fahnenkult ebenso Rechnung wie die Kriegsziele des Nationalsozialismus und seine Architektur bombastischer, brutaler Bauten.

Ähnliches hat das russische Volk in diesem Jahrhundert mit Josef Stalin erlebt. Auf dem Höhepunkt seiner Macht vernichtete er alles und alle, die sich seiner Willkürherrschaft und dem Willen seiner Partei entgegenstellten. Auch hier verweisen die Erziehungsziele ebenso wie der öffentliche Fahnen- und Bilderkult sowie die gigantische Architektur der Stalinbauten auf den hinter der kommunistischen Ideologie stehenden Wunsch, Gott zu entthronen.

Die Folgen haben wir in beiden Fällen erlebt. Millionen von Menschen wurden in den Untergang dieser babylonischen Hybris gerissen. Haben die Völker Europas daraus gelernt? Es gibt Anzeichen dafür, daß dies nicht der Fall ist. In Deutschland gewinnen erneut Stimmen des Fremdenhasses an Resonanz. Jugendgruppen, deren Größe man freilich nicht überschätzen darf, sind offen für nationalistische und chauvinistische Parolen. Die Rechte von Minderheiten werden weniger ernst genommen als die Vormachtstellung der Mehrheit. In den osteuropäischen Ländern führte die neugewonnene Freiheit bei der Gestaltung nationaler Identitäten ebenfalls zu Konflikten. Ich brauche hier nur an die ungarisch-slowakischen oder die russisch-ukrainischen Spannungen sowie die Probleme der russischen Minderheiten in den baltischen Ländern zu erinnern. Nicht selten droht hier die legitime Besinnung auf die eigene nationale und kulturelle Identität umzukippen in Nationalismus und Chauvinismus, der das Miteinander unterschiedlicher Völker zu zerstören droht.

In der Geschichte des Luthertums bestand immer die Gefahr, daß das nationale Element im System der Werte an die erste Stelle rückte. Auch die Orthodoxie war nie frei von der Versuchung, von der Hochschätzung der nationalen Kultur in den Hochmut des Nationalismus abzuleiten. Dies ist weder im Luthertum noch in der Orthodoxie an sich angelegt. Aber die Menschen neigen immer dazu, sich Götzen zu schaffen. Schon vor 70 Jahren erklärte Pavel Florenskij: „Als ein solcher Götze dient den russischen orthodoxen Menschen in den meisten Fällen das russische Volk selbst sowie dessen natürliche Eigenschaften, die sie auf ein Postament vor sich hinstellen und beginnen, sie wie Gott anzubeten. Oft ist der Glaube an die russischen Sitten größer als die

Forderungen des geistlichen Lebens. Dann versuchen das Slawophilentum und die Narodniki-Bewegung, an die erste Stelle zu treten und die Kirchlichkeit an die zweite Stelle zu setzen. All diesen Strömungen liegt der heimliche oder offene Glaube zugrunde, daß das russische Volk von sich aus ein christliches Volk sei und daß Christus ihm besonders nahe stehe. Dies zieht dann Dünkel und Verachtung gegenüber anderen Völkern nach sich. Es gibt in jedem Volk die Versuchung zu einer solchen Selbstvergötzung.“

Ich möchte den letzten Satz Florenskijs unterstreichen: Auch in anderen Völkern – und insbesondere im deutschen Volk – ist diese Versuchung außerordentlich groß. Die Erinnerung an die Turmbauerzählung in Genesis 11 ist die bleibend gültige Warnung vor der Versuchung, den eigenen Namen – die eigene Nation – in der Wertskala an die erste Stelle zu rücken.

- 5.3. Die durch den Heiligen Geist geschenkte Koinonia der Kirche ist die von Gott eröffnete Alternative zur Zersplitterung und Verständigungsunfähigkeit der Völker. Das will uns die in Apg 2 überlieferte Pfingstgeschichte deutlich machen. Das neue Volk Gottes verwirklicht sich inmitten der Vielfalt der Völker, Sprachen, Kulturen und Nationen. Die Kirche hat jeweils ihren Platz inmitten ihres Volkes, das ist zweifellos zutreffend. Aber zugleich transzendiert sie ihr Volk, öffnet es für eine völkerübergreifende Gemeinschaft. Die Auslegungen der Väter, die ich zitiert habe, unterstreichen dies eindrucksvoll: Daß der Heilige Geist allen in gleicher Weise verheißen ist, macht die Gleichrangigkeit der Christen quer durch alle Völker aus. Daß nach Eph 4 den Christen der eine Herr, das eine Glaubensbekenntnis, die eine Taufe auf den Namen des Dreieinigten Gottes und das eine Evangelium gemeinsam ist, stiftet eine Gemeinschaft, die intensiver ist als alle Volksgemeinschaft. Und diese Koinonia des Volkes Gottes ermöglicht neue Formen der Verständigung und der Kommunikation unter den Völkern.

Das Miteinander der Menschen und Völker ist m. E. dringend darauf angewiesen, daß die Christen diese neuen Formen der Kommunikation vorleben. Im Zusammenwachsen der Völker Europas stünde es den Kirchen gut an, völkerübergreifende Gemeinschaft exemplarisch vorzuleben. Trotz aller neuen Kommunikationstechniken und aller modernen psychologischen Einsichten fördert ja die moderne Zivilisation keineswegs die Fähigkeit der Menschen und Völker, sich zu verständigen und dem Nationalismus entgegenzuwirken. Die Vereinzelung wächst, auch der Rückzug in die eigene, vertraute Gruppe. Und damit läßt die

Bereitschaft nach, andere zu verstehen, sich mit anderen zu verständigen, mit dem anderen achtsam und einfühlsam umzugehen.

Hier liegt die Herausforderung der Kirche, die im Diognetbrief einmal die „Seele der Welt“ genannt wird. In dieser Schrift aus der Alten Kirche wird von den Christen – in Anlehnung an ein Wort des Apostels Paulus (Phil 3,20) – gesagt: „Sie weilen auf Erden, aber ihr Wandel ist im Himmel. Sie bewohnen ein jeder ihr Vaterland, aber nur wie Fremdlinge, denn jede Fremde ist ihnen Vaterland und jedes Vaterland letztlich eine Fremde.“ So wie der Leib nicht ohne Seele existieren könne und diese dafür Sorge, daß er gesund bleibe, so müsse die Kirche die Welt durchdringen und am Leben erhalten. In eindrücklichen Worten sind hier die innere Unabhängigkeit der Kirche von jedem Volk und zugleich ihre Aufgabe für alle Völker umschrieben.

Oft waren und sind unsere Kirchen in die nationalistischen und chauvinistischen Emotionen ihrer Völker verstrickt. Es gibt freilich auch Beispiele dafür, daß die Kirche ihrem völkerübergreifenden Auftrag gerecht wird und zwischen den Nationalitäten eines Landes Frieden stiftend wirkt. Die Situation der Orthodoxie im Bialystoker Land ist – wie viele von Ihnen noch besser als ich wissen – schwierig. Manche fragen sich dort, ob es nach der gewaltsamen Polonisierung und später der Ukrainisierung nun zu einer „Belarussifizierung“ der Kirche kommt. In dieser Situation erklärte unlängst der orthodoxe Bischof von Bialystok: „Wo der Nationalismus herrscht, da gibt es keine Orthodoxie. Die Orthodoxie ist ihrer Natur nach universal, wenn es auch immer Tendenzen zu einer nationalen Absonderung gegeben hat, gibt und geben wird. Natürlich ist es gut, wenn ein Volk beginnt, ernsthaft über seine Kultur und seine Sprache nachzudenken. Aber dies darf niemals höher stehen als die Lehre Christi. Die nationalen Bestrebungen müssen ihren Platz finden im Rahmen der Kirche, im Rahmen der Lehre Christi. Wenn das weißrussische Volk beschlossen hat, in seiner Muttersprache Gottesdienst zu feiern und zu beten, so ist daran nichts Schlechtes. Aber deswegen dürfen die anderen – die Polen, die Ukrainer und Russen – nicht verfolgt werden.“ Im Anschluß daran erläuterte der Bischof detailliert, wie er sich den konkreten Problemen vor Ort zu stellen versucht: „In Bialystok zelebrieren wir in kirchenslawisch und predigen im örtlichen Dialekt der russischen Sprache. In einer anderen Kirche der Stadt wird polnisch gepredigt und in wieder einer anderen geschieht alles auf weißrussisch. Bei Beerdigungen und zu allen Anlässen, wo dies notwendig ist, sprechen wir polnisch. In dieser Hinsicht ist es bei uns recht kompliziert: In meiner Diözese gibt es sowohl Russen

wie Weißrussen, Polen und Ukrainer. Wenn ich nach Norden fahre, so muß ich mich auf ukrainisch verständigen, in Bialystok selbst auf weißrussisch oder russisch, und im allgemeinen predige ich polnisch. So ist das in unserer Orthodoxie: Sie ist ihrer Natur nach universal.“ Für mich ist dies ein gutes Beispiel dafür, wie ein Bischof in einer überschaubaren und von nationalen Problemen belasteten Region seine Kirche als die neue übernationale Gemeinschaft orthodoxer Christen zu profilieren versucht.

Abschließend möchte ich an die Erklärung aller orthodoxen Patriarchen vom 26. September 1995 auf Patmos erinnern. Dort heißt es: „Wir verurteilen jeden nationalistischen Fanatismus, der zur Spaltung und zum Haß zwischen den Menschen, zur Verfälschung oder Vernichtung der kulturellen und religiösen Besonderheiten anderer Völker und zur Verletzung des Heiligen Rechts auf Freiheit und Würde der menschlichen Person und der überall existierenden Minderheiten führen kann.“

Nur wenn sich die Kirche von jedem Nationalismus frei hält, kann sie ihren Auftrag erfüllen, „Seele der Welt“ zu sein. Möge der Heilige Geist seine Kirche unter allen Völkern und Nationen in diesem Sinn sammeln, bauen und erhalten.

Ich schließe mit dem Kontakion zum Heiligen Pfingstfest: „Als ER herabkam und die Sprachen vermischte, da teilte der Höchste die Sprachen. Als er aber die feurigen Zungen verteilte, da berief ER alle zur Einheit. Und einstimmig preisen wir den Heiligen Geist.“

1. George Florin, Die neue „Sprache der Liebe“ im Osten, in: *Orthodoxie und Welt*, Jahrbuch der Ökumenischen Bewegung, 1994, S. 101-112, S. 101.
2. S. Florin, *Die Orthodoxe Kirche in der Welt*, 1994, S. 101-112, S. 101.
3. George Florin, *Die Orthodoxe Kirche in der Welt*, 1994, S. 101-112, S. 101.
4. George Florin, *Die Orthodoxe Kirche in der Welt*, 1994, S. 101-112, S. 101.
5. W.A. 1994, S. 101.
6. W.A. 1994, S. 101.
7. W.A. 1994, S. 101.